

Pawn Sacrifice – heißes Duell im Kalten Krieg

Auf den Spuren des Mythos Bobby Fischer
Filmkritik von Dimitrios Athanassiou

Der US-Spielfilm „Pawn Sacrifice“ mit den Stars Tobey Maguire und Liev Schreiber skizziert in kurzen Zügen die Lebensgeschichte des amerikanischen Schachgenies Robert James Fischer nach. Den Höhepunkt des kurzweiligen, aber nicht unbedingt tiefgründigen Streifens bildet das geschichtsträchtige Aufeinandertreffen zwischen ihm und dem sowjetischen Schachweltmeister Boris Spasski, im Kampf um die Schachkrone.

Reykjavik, am 11. Juli 1972. Die Augen der Welt richten sich auf Island, den kleinen Inselstaat im rauen Nordatlantik. Es ist fünf Uhr Nachmittag. Die Uhr tickt. Das Schachmatch des Jahrhunderts, wie es bereits zu diesem Zeitpunkt genannt wird, hat begonnen. Der stämmige Mann mit dem vollen leicht krausen Haupthaar führt seinen ersten Zug aus. Damenbauer nach d4. Der Platz auf der anderen Seite des Brettes, auf dem exklusiven mit Leder bezogenen Drehsessel, der eigens für seinen exzentrischen Kontrahenten beschafft wurde, ist jedoch verwaist.

Jeder Schachenthusiast kennt diese historische Szene, die den Auftakt zu einem der aufsehenerregendsten Duelle in der Geschichte des Schachsports bildet. Es standen sich der sowjetische Weltmeister Boris Spasski, der den Titel seit 1969 trug, und das US-amerikanische Enfant terrible, Schachgenie Robert James „Bobby“ Fischer, gegenüber. Das mediale Interesse war gewaltig – mit dem Hype zu vergleichen, wenn Muhammad Ali und Joe Frazier in den Ring stiegen und um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht boxten. Hier ging es jedoch um weitaus mehr als nur um Schach. Inmitten des Kalten Krieges, war es eine Auseinandersetzung zwischen zwei rivalisierenden gesellschaftlichen Ideologien.

Mit „Pawn Sacrifice“, der ab dem 28. April als „Bauernopfer – Spiel der Könige“ in die deutschen Kinos gelangt, unternimmt Regisseur Edward Zwick den Versuch, den Mythos Bobby Fischer auf der großen Leinwand lebendig werden zu lassen. Der Titel bezieht sich auf den vergifteten Bauern,

den Fischer in der Auftaktpartie im Match gegen Spasski in einem ausgeglichenen Endspiel schlug und die Partie alsdann verloren geben musste. Dieser schier unerklärliche Aussetzer spiegelt wider, worauf Zwick in seiner Inszenierung abzielt: Die Schachweltmeisterschaft von 1972 mit ihrer politisch wie psychologisch leicht entzündlichen Atmosphäre – immer wieder bis an die Grenzen des Scheiterns erschüttert von Fischers Unberechenbarkeit – zu einem fiebrigen Showdown zu stilisieren. Angesichts dessen, dass die Zeit bis dorthin im Schnellvorlauf abgehandelt wird, geraten andere Details aus Fischers Leben jedoch zur Randnotiz.

Kindheit und Jugend werden lediglich en passant gestreift. Mit der geschickten Einfügung von zeitgenössischem Material aus Nachrichtensendungen oder Fischers raren TV-Auftritten gelingt es dennoch, diese frühen Jahre halbwegs mit Substanz zu unterfüttern. Die familiäre Situation wird hingegen nicht nur stark verkürzt, sondern deutlich verzerrt wiedergegeben. Regina Fischer wird zur Rabenmutter degradiert, der das Wohl ihrer Kinder (Bobby und seiner älteren

Schwester Joan) nicht allzu sehr am Herzen lag. Ihr Hauptinteresse legt sie im Film auf

Männerbekanntschaften und Bohème-Partys, in denen sich die links-revoluzzerische Szene trifft. Dass Regina eine hochintelligente (sie sprach fünf Sprachen fließend) wie überaus hart arbeitende Frau war, die alleinerziehend zugleich mehreren Jobs nachging, um ihre Kinder durchzubringen und nebenher ihren Doktor in Hämatologie nachholte (sie hatte in den 1930er-Jahren in Moskau Medizin studiert), wird hingegen wenig gewürdigt.

Was diese Fauxpas beinahe wieder vergessen macht, sind glücklicherweise die beiden stark aufspielenden Protagonisten. Ex-Spiderman-Darsteller Tobey Maguire verkörpert Fischer, und Liev Schreiber spielt Spasski. In einer weiteren tragenden Rolle ist Peter Sarsgaard als katholischer Geistlicher und Fischer-Sekundant William Lombardy



zu sehen. Maguire, der auf den ersten Blick rein physisch nicht unbedingt wie die Idealbesetzung anmutet, gelingt es, Fischers anarchistische Art, Körperhaltung, Gestik und Mimik gekonnt widerzuspiegeln. Selbst den unverwechselbar fahrig-gehetzten Blick, der sich zuweilen auf einen ebenso weit entfernten wie unergründlichen Punkt richtete, adaptierte er. Schreiber legt Spasski erwartungsgemäß zurückhaltender als den immer wieder ausrastenden Fischer an. Meist in sich ruhend, doch immer auf den Punkt, gehören ihm einige sehenswerte Augenblicke. Überdies verdient sich Spasski, auf die Art wie ihn Schreiber interpretiert, einiges an Sympathiewerten. Weitaus lebenslustiger als die ihn stets umgebenden Parteidrohnen legt er sich gerne schon mal eine Jazz-Platte auf oder nimmt sich eine private Auszeit, um Flippern zu gehen.

Trotz dieser interessanten Einblicke in das Leben und die Persönlichkeit dieser beiden Schachlegenden bleibt „Pawn Sacrifice“ allerdings weit davon entfernt, tiefgreifende Charakterstudien zu entwerfen oder gar Psychogramme zu zeichnen. Vor allem was die in vielerlei Hinsicht mystifizierte Figur Fischers angeht, gewinnt der Zuschauer bestenfalls ein bruchstückhaftes Bild. Der Transport des besonderen Flairs der 60er wie 70er-Jahre gelingt zudem unvollkommen. Wer diese Zeit nicht durch eigenes Erleben her kennt oder deziertes Wissen sein eigen nennt, dürfte durch den Film nicht unbedingt sonderlich erhellt werden. In der Endabrechnung setzt sich „Pawn Sacrifice“ insgesamt dennoch deutlich vom üblichen Übersee-Mainstream ab und lohnt allemal den Gang ins Kino – nicht nur für Freunde des königlichen Spiels

Anm. d. Red.: Der Autor war als Filmkritiker viele Jahre für eine Reihe von angesehenen Filmportalen tätig. Überdies ist er aktiver Schachspieler beim Kölner Verein Satranç Club 2000.